

Ruhige Straße in guter Wohnlage

Die Geschichte meiner Nachbarn

Bearbeitet von
Lis Künzli, Pascale Hugues

1. Auflage 2015. Taschenbuch. 320 S. Paperback
ISBN 978 3 499 63006 4
Format (B x L): 12,5 x 19 cm

schnell und portofrei erhältlich bei

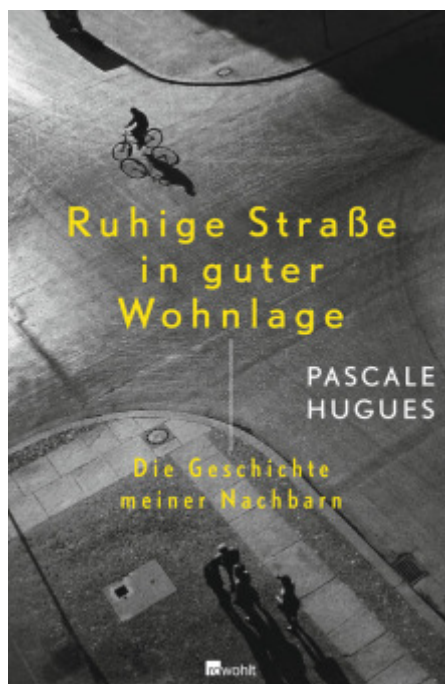

DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

Leseprobe aus:

Pascale Hugues

Ruhige Straße in guter Wohnlage



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Pascale Hugues

Ruhige Straße
in guter
Wohnlage

Die Geschichte meiner
Nachbarn

Aus dem Französischen
von Lis Künzli

Rowohlt

1. Auflage September 2013
Copyright © 2013 by Rowohlt Verlag GmbH,
Reinbek bei Hamburg
«Rue tranquille dans beau quartier.
L'histoire des mes voisins» Copyright © 2013 by Pascale Hugues
Alle Rechte vorbehalten
Lektorat Uwe Naumann
Typografie Farnschläder & Mahlstedt, Hamburg
Satz aus der Dante MT Std
Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978 3 498 03021 6

Für Kaspar und Taddeo:
die Straße eurer Kindheit.

Inhalt

Meine Straße	9
Für die Ewigkeit gebaut	26
Lilli Ernsthaft, unsere Straßenälteste	45
Eine Nadel im Heuhaufen	67
Günther Jauch bei den Jeckes	80
Der Balkon von gegenüber	96
Hannahs Kleid	128
Ganz der Vater!	148
Die Möbel müssen gerettet werden	169
Das Dach der Welt	190
Und dabei haben sie den Krieg verloren!	214
Totgeglaubte kehren zurück	224
Endlich der Ruhm	247
Frau Soller zieht aus	263
Straßenklatsch	288
Meuterei	301
Danksagung	317
Bildnachweis	319

Meine Straße

Ich weiß nicht, warum ich ausgerechnet hierher gezogen bin. Warum in diese und nicht in eine andere Straße. Die Entscheidung für eine Adresse ist willkürlich, wenn man neu ist in einer Stadt, die Prozedur immer dieselbe, wenn man sich Enttäuschungen ersparen will: Man faltet einen Stadtplan in großem Maßstab auseinander. Versucht sich in dem dichten Raster aus Straßen, Kreuzungen, Brücken, Plätzen und Bahnlinien zurechtzufinden. Zieht Bleistiftkringel und markiert «Park», «U-Bahn», «Bahnhof», «toller Kiez!». Man grenzt die in Frage kommenden Sektoren ab und ordnet die Viertel nach Präferenz in absteigender Reihenfolge: von perfekt bis zumutbar, vom äußersten Kompromiss bis zum völlig Ausgeschlossenen.

Welches Argument hat letztendlich den Ausschlag gegeben? Die zentrale Lage? Die Nähe zum Markt? Zur U-Bahn? Die Caféterrassen in den Nachbarstraßen? Die nächtliche Ruhe? Der besänftigende Schatten der Kastanienbäume an den Gehsteigrändern? Hatte ich mich vor allem von der Notwendigkeit drängen lassen, so schnell wie möglich unterzukommen, da mir die Zeit fehlte, wochenlang nach der idealen Straße zu suchen? Vielleicht war es auch nur ein banales Zusammenspiel der Umstände: Eine Wohnung wurde just in dem Augenblick frei, als ich eine suchte. Die Zeitungsanzeige versprach *Eine ruhige innerstädtische Straße*

mit Altbausubstanz in guter Wohnlage. Was will man mehr? Wahrscheinlich habe ich nicht lange überlegt. Es war mein Glückstag.

Bei der Wohnungsbesichtigung war ich bezaubert vom Gipsstuck an den Decken. Über meinem Kopf schlängelten sich mit Kastanien durchsetzte Blätterranks dahin. Dann war da die hohe Schiebetür im Wohnzimmer, die ovalen Milchglasscheiben in der oberen Hälfte, das Knacken des Parketts unter meinen Schritten, die großen gusseisernen Heizkörper hinter ihrem Schutzgitter, Baujahr 1905, die ziselierten Messinggriffe an den Fenstern, die kleine, sonnendurchflutete Loggia mit ihrem schmiedeeisernen Geländer. Wieder hinunter ging's mit dem alten Fahrstuhl, zu dem nur die Bewohner den eigenartig krummen Schlüssel besitzen. Zwischen dem zweiten und dem ersten Stock machte der Fahrkorb aus dunklem Holz einen heftigen Ruck. Um mich dann in der mit granatfarbenem Marmor bekleideten Eingangshalle wieder abzusetzen.

Die Prokuristin der Eigentümergesellschaft, Kulturperlen um den Hals, Körbchengröße I, überquellend, Haare nach Mode der Seventies zur Banane toupiert, gekünsteltes Lächeln im Gesicht, fing mich vor der Eingangstür ab, um mir die «herVORragende Infrastruktur» anzupreisen: eine «Hauswartsfrau, die jeden Wunsch von den Augen abliest, eine wöchentliche Putzkolonne, die die Gemeinschaftsbereiche gründlich besorgt (sie hatte das *gründlich besorgt* mit solcher Vehemenz ausgesprochen, dass ich keinerlei Mühe hatte, sie mir als Amazone an der Spitze einer Horde unerschrockener Putzfrauen vorzustellen, die zum Sturm auf den Dreck ansetzt), Nachbarn *mit Niveau* (oh, dieses Substantiv, das sie sich wie ein Sahnebonbon auf der Zunge zergehen ließ ... Aussichten auf Hauskonzerte, Bridge-Nachmittage, mon-

däne Cocktailpartys, bei denen Tablett mit Häppchen und Sektegläsern herumgehen), keine Kneipen, die mitten in der Nacht ihre mit Korn vollgelaufenen Säufer auf den Gehsteig ausspucken, gute Schulen für die Kinder «innerhalb eines Radius von 500 Metern» – während sie mir diese Auskunft erteilte, zog sie mich mit ihrem Blick aus und taxierte die Kurve meines Bauches, aber die Frage zu stellen, die ihr auf den Lippen brannte, hat sie sich denn doch nicht getraut – und als schlagendes Argument schließlich die Nähe zum KaDeWe, ihr ureigenes Terrain. Fünf Minuten Weg! Mit Bushaltestelle vor der Tür! KaDeWe ... Sie hatte die drei Silben voller Ehrerbietung und mit Augen deklamiert, die funkelten wie die Schaufenster des großen Kaufhauses kurz vor Weihnachten. Im Bewusstsein, dass mein Schicksal in ihren Händen ruht, sortierte die Prokuristin in Windeseile meine soziale Lage: Lohnkarte, Arbeitgeber ... Zack, zack. Sie hatte große Übung darin, die Leute in ihrer kleinen hausgemachten Hierarchie unterzubringen. Ich hatte keinen Titel vorzuweisen ... Purzelbaum nach unten. Ich war Französin ... Ein Argument, um aufzusteigen oder noch tiefer abzurutschen? Ich habe es nie erfahren.

An der Türschwelle trennten wir uns. Sie streifte sich die beigefarbenen Kalbslederhandschuhe über, hupte kurz und kräftig, und schon war sie am Steuer ihres Mercedes-Coupés (passend zu ihren Handschuhen, genauso wie zu ihrer Handtasche) davongerauscht, zu vornehmeren Ufern aufgebrochen, nach Zehlendorf, wo sie wohnte.

Wieder allein auf dem Gehsteig begann ich die Straße ausführlich zu erkunden. Eine ziemlich kurze Straße. Sie beginnt an einem U-Bahn-Ausgang zu Füßen einer neugotischen Backstein-

kirche mit drei Türmen, verläuft von da geradeaus, überquert – dort, wo der Plan einen «Park» verzeichnet – ein schmutziges Rasenviereck mit ein paar Bänken, auf denen sich die Säuer und Hundebesitzer des Viertels versammeln. Danach führt sie über einen platanengesäumten Platz, um schließlich auf einen kochschinkenfarbenen Sozialwohnungsblock aus den Siebzigern zu prallen, dessen fleischliche Note sich mit dem pruden Graubeige der anderen Fassaden beißt. Die Balkone sind mit Parabolantennen gespickt. Im Erdgeschoss die Küchen von CallaPizza. Vor dem Eingang türmen sich die Marco-Polo-Peperonibüchsen. An der Wand baut der Pizzabäcker, der hinter dem Laden seine Pause macht, eine Kippenpyramide auf. An einem Mäuerchen sind neben den Mülltonnen die Mofas und der Fiesta für die Lieferungen geparkt. Das Gebäude blockiert den Durchgang für die Autos. Nur die Fußgänger können sich durch das «Mäuseloch» schlängeln, diesen schmalen Bogen, durch den der Wind fegt und der die Straße mit einer Durchgangsstraße verbindet. Die Wagen müssen kehrtmachen. Ein Labyrinth für Taxifahrer, die mit der verzwickten Topographie des Häuserblocks nicht vertraut sind. Nein, nicht einmal eine richtige Straße ist es. Eine Sackgasse.

Als sich die Stadt nach dem Mauerfall neu orientieren musste, ist die Straße an den Rand des neuen Berlin abgeglitten, weitab von den trendigen Vierteln, weitab von allem, was sich regt und vibriert und glänzt. Hier schläft man einen friedlichen Schlaf. Hier lassen nachts keine jungen Leute aus der ganzen Welt ihre Partys steigen. Die Touristen setzen keinen Fuß dahin. Meine Straße hat eine gewisse Altmodischkeit bewahrt, die mich rührt. Unerschütterlich wahrt sie Distanz zum angesagten Treiben. Sie

weigert sich, sämtliche Moden mitzumachen. Und ich bewundere diese Standfestigkeit. «Na, du wohnst also im alten Westberlin!», mokieren sich die Hipster aus Mitte verächtlich. Erst im Laufe der letzten Jahre haben eine schüchterne Gentrifizierung, die Erhöhung der Mieten und Immobilienpreise sowie der Mangel an Wohnungen, vor allem an Altbauwohnungen, zu einer allmählichen Aufwertung geführt.

Die Nachkriegsarchitekten – urbanistische Schönheitschirurgen, die den verunstalteten deutschen Städten so etwas wie ein Gesicht zurückgeben sollten – haben die Sache nicht unbedingt besser gemacht. Niedrige Wohnblöcke mit Flachdach stehen neben den paar wilhelminischen Häusern mit den großräumigen Dachböden, die in ramponiertem Zustand die Bombenangriffe überstanden haben. Relikte einer bürgerlichen Vergangenheit. Die Bauherren, die diese exklusive, verheißungsvolle Straße zu Beginn des letzten Jahrhunderts mit großem Eifer errichteten, hätten sich wohl nicht träumen lassen, dass ihre Geschichte einmal so enden würde: eine zerstückelte, völlig zerstörte Straße, mitleiderregend beinahe. Eine zusammengestoppelte Straße. Ihre dicht aneinandergedrückten Gebäude scheinen sich gegenseitig abstützen zu müssen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren. Ohne jede gemeinsame Proportion, ohne jede Einheit von Stil oder Epoche legen sie mit ihrer zickzackförmigen Fluchtlinie Zeugnis ab von ihrer bewegten Vergangenheit.

Will man sich einen Eindruck von den Verwüstungen verschaffen, die der Bombenhagel in meiner Straße angerichtet hat, muss man sich eine Luftaufnahme aus dem Zeppelin vom Jahr 1928 ansehen, der an jenem Tag über den azurblauen Berliner Himmel schwebte. Man sieht darauf eine gerade, klare Linie, flan-

kiert von robusten Gebäuden und ausladenden Bäumen. Das hat nichts zu tun mit dem heutigen, so verzagten Verlauf.

Dort, wo einst die Nummern 1 und 2 standen, befinden sich ein Viereck aus gestampftem Boden, ein hölzerner Tisch mit Bank und eine Reihe Birken, um die Brandmauer der Nummer 3 gegenüber dem Sozialwohnungsblock etwas zu verdecken. «Privater Spielplatz. Nur für Mieter der Wohnanlage», verkündet das Schild. Eine überflüssige Warnung. Ich habe noch nie ein Kind in diesem Sandkasten spielen sehen. An der Fassade der Nummer 28, Ende der fünfziger Jahre errichtet, versucht eine altertümliche Wandleuchte aus Schmiedeeisen an die Vergangenheit anzuknüpfen, aber sie ist einfach nur fehl am Platz. Auf den Balkonen klettern dreckgeputerte Plastikblumen über die Spaliere. In der Nummer 25 wurde der Stuck von der Fassade geschabt und ein blauer Fries aus Fliesen gelegt, wie in einem Badezimmer. Die gesamte Häuserreihe von der 23 bis zur 19 und die gegenüber von der 11 bis zur 7B wurden zerstört. Die Gebäude sind nicht ersetzt worden. Die Lücken springen einem ins Auge wie fehlende Schneidezähne in einem breiten Lächeln. An der Stelle der Nummern 22 und 23 ein Parkplatz. Dann der «Park», der seinen Namen – wie eine graffitibeschierte Plakette verkündet – einer obskuren jüdischen Sozialreformerin verdankt, gestorben 1948 in New York, *eine bedeutende Vertreterin der bürgerlichen Frauenbewegung*. Der Stempel der Gleichberechtigung der späten neunziger Jahre ist deutlich zu erkennen. Außer dass er im ganzen Viertel nur «Pennerpark» genannt wird.

Leinenzwang für Hunde! Grillverbot! Ein- und Ausfahrt freihalten! Müll bitte in die Abfallkörbe! Die Ruhezeit von 20 bis 7 Uhr ist einzuhalten! Rauchen und Alkoholkonsum sind nicht gestattet! Diese Verbote am Eingang des Fuß- und Fahrradwegs

scheinen einzig angeschlagen zu sein, um den Benutzern die Freude zu gestatten, sich über sie hinwegzusetzen. Die Rutschbahnen und Schaukeln auf dem Spielplatz sind verwaist. Die Mütter des Viertels sind sich einig: Dieser Spielplatz ist eine No-go-Area. Er hat etwas Proletarisches! Er wird von einem zweifelhaften Publikum frequentiert. Und er stinkt nach Pisse! Im Holzhäuschen, wo die unschuldigen Kleinen Kaufmannsladen spielen, soll eine Spritze gefunden worden sein, und ein Krabber in Oralphase hätte beinahe eine Kippe verschluckt. In einer bereits kühlen Herbstnacht haben drei betrunkene Benutzer im Suff offenbar eine der beiden Bänke abgefackelt, um sich ein wenig zu wärmen. Um die andere Bank herum ragen Bierflaschendeckel und Minifläschchen «Bitter-Kräuterfreunde-40 %» unter dem Laub hervor. Der Park hat seine Stammgäste: Da ist dieser Mann mit Apostelbart, der mit einem Stock die Mülleimer umrührt und seine Beute in einem Einkaufswagen hortet. Und diese ganz in Schwarz gekleidete Frau, die im Winter im Gebüsch herumstreicht. Ich bin ihr einmal gefolgt, um ihrem geheimen Treiben auf die Spur zu kommen: Sie hängt für die Vögel kleine Beutelchen mit Kernen an die Stauden. Sie hat ihnen sogar ein Häuschen aus einem Schuhkarton gebastelt und es mit einem Klebestreifen vor Regen geschützt. Auf dem Spielplatz unter einer Birke hatte ich vor ein paar Jahren eine erschütternde Begegnung. Ich passte auf die Kinder auf, als sich eine Frau näherte und mir aus heiterem Himmel zu erzählen begann, sie sei bei der Ankunft der Russen vergewaltigt worden. Ein kurzer Moment der geistigen Verwirrung ... Dann fasste sie sich wieder und setzte ihren Weg fort, während ich wie versteinert zurückblieb. Ich habe sie nie wiedergesehen.

Verlässt man den «Park», springt einen sofort die Nummer 12

an. Die violetten Neonlichter aus den überdimensionierten Schaufenstern des Luxusküchen-Studios, in dem sich früher ein Antiquariat befand, bestrahlen die Kreuzung nachts so grell, dass man sich in einen funkelnden Lunapark versetzt fühlt. Die 12 ist eines der schönsten Gebäude der Straße, es hat die Bomben überstanden, und ich verüble es dem Botschafter der Dampfgeräucher und Keramik Kochplatten ein wenig, dass er es so entstellt hat.

In den achtziger Jahren sind die Altbauten plötzlich um ein Stockwerk angewachsen. Da sich Berlin auf seiner Insel nicht ausbreiten konnte, ist es in die Höhe gewachsen. Die Holzdachböden wurden zu hellen, luxuriösen Dachwohnungen umgebaut, mit offenem Kamin, Terrakottaterrassen, Oleanderkübeln und großen Glasfenstern. Diese Lofts, wie futuristische Deckel auf Alt-Meißener Porzellanschüsseln gepfropft, ersticken die Vergangenheit der Gebäude endgültig. Ein Fremdkörper, der die Einheit des Ganzen zerstört. Viel schicker und teurer als die normalen Etagenwohnungen. Dort oben, gleich unter dem Himmel, lebte die neue Aristokratie der Gebäude. Das Dachgeschoss markiert den Beginn der Gentrifizierung meiner Straße.

Ich bin in Frankreich in einem Renaissancehaus aus dem Jahr 1586 groß geworden, von dem jeder Voluten- oder Obeliskengiebel, jeder Erker, jeder Portalvorbau, jeder Stein aus dieser Epoche stammt. Es hat die Zeiten ohne eine Schramme überstanden. Was für ein Schock, als ich mich in Berlin in einer Straße voller Narben wiederfand. Man kann es nicht anders sagen: Meine Berliner Straße ist ziemlich hässlich. Rau. Kaputt. Sie kennt nicht die perfekt rhythmisierte Gliederung und die makellosen Fassaden von Pariser Straßen. Bei den Pariser Straßen wird die Einheit nicht zerstört durch klaffende Löcher und stillose Gebäude, die

da nicht hingehören. Diese Harmonie entzückt mich jedes Mal von neuem. Paris ist nicht bombardiert worden. Es gab zwar auch die eine oder andere skandalöse Bausünde, einen Brand, Abrisse für den Durchbruch einer großen Allee, der Ringautobahn oder um Platz für ein Einkaufszentrum zu schaffen. Aber im großen Ganzen haben sich die Pariser Straßen nicht sehr verändert. Man kann mit Leichtigkeit ihr einstiges Aussehen rekonstruieren, sich das frühere Leben darauf ausmalen, die Passanten in Gedanken in historische Kleidung stecken und zusehen, wie sie völlig natürlich die hohen Haussmann'schen Gebäude betreten. Die Pariser Straßen haben sich sanft durch Zeiten und Epochen tragen lassen. Sind praktisch heil in unserer Zeit angekommen.

Ganz anders meine Straße in Berlin. Sie besteht aus Brüchen. Brutalen Rissen. In ihr überlagern sich die Epochen, von denen die eine die Erinnerung an die vorige fast vollständig auslöscht. Auf dem Gehsteig vor der Nummer 12 stolpern die Passanten noch immer über das «Murmelloch», eine Kerbe, die während der letzten Straßenkämpfe vom April 1945 eine Granate in die Bodenplatte geschlagen hat. Die Jungen der Straße steckten in den fünfziger Jahren ihre Murmeln hinein. Es ist noch nicht allzu lange her, fünf Jahre vielleicht, da waren auf manchen Fassaden noch die Einschusslöcher zu sehen. Und bevor in meinem Haus der Fahrstuhlschacht vor zwei Jahren neu verputzt und gestrichen wurde, gab es an den Wänden Einschlagspuren der Granatsplitter. Auf dem Gelände des Supermarkts beim Parkeingang liegt wild durcheinander ein halbes Dutzend moosbedeckte Stelen, als hätte ein Junge seinen Bauklötzen einen trotzigsten Fußtritt versetzt. Die Bordüren im Stein weisen darauf hin, dass es sich dabei um Teile aus der Vorkriegszeit handelt. Um Fensterrahmen? Sockel? Weiß der Himmel, wie sie über ein

halbes Jahrhundert erhalten geblieben und warum sie nicht mit den übrigen Trümmern entsorgt worden sind. Ringsum leere Zigaretten- und Tablettenpackungen, Joghurtbecher und ein umgekippter ausgeleierter Bürostuhl. Die Passanten haben ihre Abfälle hinter die Umzäunung befördert. Hinter diesem entweihten Friedhof der dahingegangenen Nummer 8 befindet sich der «Edeka-Fußballplatz», nach der Schule Treffpunkt für die Jungs aus der Straße.

Aber diese Schönheitsfehler zählen nicht. Meine Straße gehört zu denen, die man liebt, ohne zu berechnen. Mit dieser ruhigen Zuneigung, die man Menschen oder Dingen entgegenbringt, die uns nichts mehr zu beweisen haben. Mit einer Liebe, die von der Gewohnheit lebt, durch die tägliche Begegnung gefestigt und gegen alle bösen Überraschungen gefeit ist. Diese Straßen sind Tag für Tag Zeuge unseres Lebens geworden, von Geburt und Tod, Liebe und Kummer, Freude und Sorge, Weihnachten und Geburtstagen, Langeweile und Dramen, von einer unfassbaren Emotion bisweilen, einer flüchtigen Wehmut, all dieser Jahre, die unbemerkt verfliegen sind ... Ja, sie sind in gewisser Weise ein Teil von uns selbst geworden. Sie sind der Schauplatz des täglichen Einerleis, dieser kleinen Nichtigkeiten des Lebens, der Stunden, in denen nichts passiert, all dieser winzigen Ereignisse, die nach und nach aus unserem Gedächtnis verschwinden. Es wäre aber zu billig, sich über ihre Gewöhnlichkeit lustig zu machen. Erst recht, da sie um ihren bescheidenen Status wissen und sich nie über ihr Schicksal zu erheben versuchen. Ihre Verletzlichkeit rührt uns. Sie fordert unsere Loyalität heraus.